



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Maßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Drei Paar grobe Stiefel setzten sich zugleich in Bewegung. Es polterte, als sie hinausliefen. Und sie lachten und pufften sich und warfen die jungen Köpfe.

Und der Student fand ein dummes zärtliches Liebeswort für die Schwestern. Laufst, sagte er, ihr Schweinsknöchelchen! Da rissen die Mädchen den Mund weit auf vor Lachen.

Dabei vertiefte sich Magdalenerichs Wangengrübchen zum Entzücken, und Gele-nerichs Rinngübchen hatte nie so einzig schön und lockend ausgesehen, so tief hinein gemeißelt wie jetzt, in dem strahlenden, geröteten, kindlichen Jungfrauengesicht.

Die Tante sah aus dem Fenster nach dem regendunkeln Erdreich, nach den Formen und Farben, die alle, welcher Art sie auch sein mochten, ins Bräunliche hinüber schattierten. Die Luft war feucht, eine Wachse- und Werbeluft.

Dann ging sie an den Glaschrank, machte auf und schob an den Gläsern und Tassen.

Zuletzt drehte sie sich herum und nahm mit stillen, freundlichen Blicken die Stube in Augenschein.

Mitten auf dem Sofa stand ein großes, länglich hohes Kissen in sanften Farben. Es war mit einer geschweiften Obergarnitur versehen, die ihm das Aussehen gab, als wehre es mit den Armen, daß ihm niemand den Platz verkürze.

In dem hochmütigen Kissen steckte auch ein wenig von dem Geist des kleinen Napoleon. Die Tante nahm es lächelnd vom angestammten Platz, lehnte es gegen die Seitenwand, und nun sah es ganz geruhsam aus, als laße es das müde Haupt ein, sich darauf zu betten.

So freute sich die Tante weiter an jedem Stück, daß es gebühlich auf seinem alten Plage stand, die Rohrlehnstühle, die Schränke, die Bilder an den Wänden. Und eine lebende, dankbare Freude erfüllte ihr Herz, daß auch sie wieder hier war, daß sie sich zurückgefunden hatte, hierher auf ihren Posten zu Gundermanns.

Die unvernünftigen, kranken Sehnsuchts- und Hochmutsgefühle waren verflogen, und eine starke, sonnige, sanfte Herbststille hatte von ihrem ganzen Wesen Besitz ergriffen, daraus der kleine Napoleon, der Auführer und Gewaltmensch, für immer entwichen war.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Das Vorspiel der Haager Konferenz.)

Je mehr die innerpolitischen Fragen in Folge der Osterpause in den Hintergrund treten, desto mehr wendet sich die Aufmerksamkeit dem Vorspiel der Haager Friedenskonferenz zu. Noch vor acht Tagen fehlte es an jeder sichern Unterlage für eine feste Stellung der öffentlichen Meinung. Zwar unterlag es bei allen aufrichtigen und realpolitisch denkenden Leuten keinem Zweifel, daß sich Deutschland in der Ausgestaltung seiner Wehrkraft keine Beschränkungen seines freien Willens auferlegen lassen könne. Auch ist wohl niemand ernstlich auf den Gedanken gekommen, ein deutscher Kaiser aus dem Hohenzollernhause oder sonst ein deutscher Bundesfürst oder ein verantwortlicher deutscher Staatsmann könne die gute Waffenrüstung unsers Vaterlandes leichtfertig preisgeben, um einer Utopie Unterstützung zu gewähren. Aber es gibt weite Kreise bei uns, die durch den Einfluß einer gutgemeinten, aber sehr schädlich wirkenden Bearbeitung der öffentlichen Meinung künstlich nervös gemacht worden sind, und diese standen unter dem Eindruck, daß die Haager Konferenz

vor allem als eine besonders gegen Deutschland gerichtete Aktion geplant worden sei, daß aber unsere Staatskunst diesen Plänen nicht genügend vorzubeugen verstehe und im entscheidenden Augenblicke geneigt sein werde, vor einer Koalition feindlich gestimmter Mächte zurückzuweichen.

Nun enthält der Plan der Konferenz allerdings Einzelheiten genug, die von unsrer Diplomatie mit der allergrößten Aufmerksamkeit verfolgt werden müssen. Aber nichts deutet darauf hin, daß die verantwortlichen Leiter unsrer Politik erst der besondern Mahnung zu solcher Aufmerksamkeit bedürften. Im Gegenteil darf man wohl annehmen, daß bei der Vorbereitung eines internationalen Unternehmens von solcher Art vielerlei mitspricht, was sich der öffentlichen Beurteilung entzieht, ja in der Öffentlichkeit überhaupt nicht einmal bekannt geworden ist. Es liegt aber genug Material und Tatsachen an konkreten Fragen vor, zu denen die Öffentlichkeit Stellung nehmen kann. Das ist ihr gutes Recht, es ist aber nicht notwendig, dieses in Form einer Kritik zu tun, die sich gegen einzelne Maßregeln und Äußerungen der deutschen Regierung richtet und sich so gebärdet, als hätten wir Ursache zum Mißtrauen gegen unsere eignen Staatsmänner.

Die Führung der ganzen Angelegenheit liegt in der Hand Rußlands, der Macht, die die erste Haager Konferenz zusammenberufen hatte und nun auch bei der zweiten den Vortritt hat. Der russischen Regierung lag es also ob, über das Programm die nötigen Mitteilungen zu machen und die Erklärungen der andern Mächte entgegenzunehmen. Ein Petersburger Telegramm amtlichen Ursprungs hat jetzt auch die Öffentlichkeit über den Stand der Angelegenheit unterrichtet. Bis dahin hatte sich die englische Presse bemüht, die Lage so darzustellen, als ob England mit seinem Vorschlag, die Rüstungen der Mächte zu Lande und zu See gewissen Beschränkungen zu unterwerfen, bei den meisten Staaten freundliches Entgegenkommen gefunden habe, und als ob nur Deutschland aus reinem Behagen an dem Zustand einer beständigen Kriegsdrohung nicht dazu zu bewegen sei, seine gewaltige Rüstung einzuschränken und das System des „Militarismus“ zu verlassen. Das Petersburger Telegramm hat diese Legende zerstört. Von einer Isolierung Deutschlands ist gar nicht die Rede. Es hat dem ursprünglich vereinbarten Programm zugestimmt, worin der Abrüstungsvorschlag nicht enthalten war, es hat aber auch grundsätzlich das Recht anderer Großmächte anerkannt, dieses Programm durch Anträge zu erweitern. Hiernach kann auch der Abrüstungsantrag nicht als Mittel dienen, die Konferenz zu sprengen und die Verantwortung dafür Deutschland aufzubürden. Ebensovienig freilich darf der Antrag dazu mißbraucht werden, Deutschland zur Beteiligung an den Beratungen über die sogenannte Abrüstung zu zwingen. Deshalb hat sich die deutsche Regierung von vornherein vorbehalten, allen Beratungen fernzubleiben, von denen ein praktisches Ergebnis nicht zu erwarten ist. Was aber die Hauptsache ist: dieser Standpunkt wird nicht von Deutschland allein eingenommen, sondern auch von andern Mächten geteilt. Osterreich-Ungarn hat die gleiche Erklärung abgegeben wie Deutschland, weil seine Lage ihm die gleichen Notwendigkeiten auferlegt. Aber auch Rußland hat sich zu der Frage in einer Weise geäußert, die zwar etwas unbestimmter lautet, in ihrem Sinne aber zweifellos auf dasselbe hinausläuft. Für Rußland ist es nach den Erfahrungen der letzten Jahre einfach unmöglich, sich in der Fürsorge für seine Wehrkraft von fremden Interessen Vorschriften machen zu lassen, wenn es auch dem diplomatischen Druck Englands so weit nachgegeben hat, daß es sich der Erörterung des Abrüstungsvorschlags auf der Haager Konferenz nicht widersetzt. Bei dieser Lage hat auch England selbst schließlich gefunden, daß eine Erklärung, wie sie Deutschland abgegeben hat, d. h. eine Erklärung, die das Zustandekommen der Konferenz

und die Beratung gewisser Fragen sichert, darüber hinaus aber jeder Macht das Recht wahr, sich von unerwünschten und nutzlosen Erörterungen fern zu halten, der vernünftigste und beste Ausweg aus mancherlei Schwierigkeiten auch für England ist. Die von verschiedenen Seiten an die Wand gemalte Isolierung Deutschlands durch den englischen Abrüstungsantrag läuft also darauf hinaus, daß sich England selbst in die Gesellschaft Deutschlands mit einer Erklärung begeben hat, die zugleich den Standpunkt Österreich-Ungarns, Rußlands und — wie wir noch hinzufügen müssen — Japans, des Verbündeten Englands, bezeichnet.

Man gewinnt dabei den Eindruck, als habe sich England, das mit seinem Abrüstungsantrag zwar von Amerika und Spanien unterstützt wird, den Vorschlag aber doch am energischsten betrieben hat, dadurch in eine Lage gebracht, die nicht gerade günstig erscheint. Wäre das Deutschland passiert, es wäre sicherlich — und am lautesten gewiß von unsrer eignen Presse — als eine schwere Niederlage in alle Welt hinausgeschrien worden. In England sieht man dergleichen sehr kühl an und weiß seinen Vorteil in der Regel dann am besten zu finden, wenn andre über seinen Mißerfolg frohlocken. Es ist darum eine interessante Frage, wie England dazu gekommen ist, sich mit solchem Eifer für ein so absonderliches Projekt wie die allgemeine Abrüstung einzusetzen.

Man hat gesagt, England habe die andern Mächte nur dupieren wollen. Es verstärkt seine Kriegsmarine mit fieberhaftem Eifer und baut eine ganze Anzahl von neuen Schlachtschiffen nach dem modernsten und gewaltigsten Typ, sodaß es sich einen neuen Vorsprung vor allen Seemächten der Welt sichert. Diese ungeheure Steigerung der maritimen Machtstellung, so meint man, soll durchgeführt sein, wenn die Haager Konferenz wirklich die Beschränkung weiterer Rüstungen beschließen sollte. Dann könnte sich England seiner ungeheuern Übermacht ungestört erfreuen, während die andern Mächte gehindert wären, dieser Machtsteigerung zu folgen. Gegen diese Deutung des englischen Vorgehens haben wir nur das eine einzuwenden, daß sie bei der englischen Staatskunst eine Kindlichkeit der Anschauungen voraussetzt, an die wir nicht zu glauben vermögen. Für so dumm kann doch ein englischer Staatsmann die andern Mächte unmöglich halten, daß er bei einem Manöver von so phänomenaler Plumpheit auf Erfolg rechnen könnte. Wenn ein Körnchen Wahrheit darin steckt, so kann es nur das sein, daß bei der großen Unwissenheit und Naivität, die ein großer Teil des englischen Publikums in der Beurteilung auswärtiger Verhältnisse an den Tag legt, der erwähnte Gedanke von der englischen Admiralität im stillen als Vorwand benutzt wird, für die Verstärkung der englischen Kriegsflotte im raschesten Tempo Stimmung zu machen. Ähnlich wird ja auch die Furcht vor dem deutschen Wettbewerbs und der angeblichen deutschen Angriffslust benutzt. Die vernünftigen Engländer wissen sehr wohl, daß der deutsche Welthandel ganz gut neben dem englischen bestehen kann, und daß die Verstärkung der deutschen Flotte keinen Angriff auf die britische Weltstellung bedeutet. Aber das volkstümliche Vorurteil muß erhalten, den beschleunigten Bau englischer Kriegsschiffe zu rechtfertigen.

Was ist nun aber der wirkliche Grund, der England zu so eifrigem Betreiben seines Abrüstungsantrags veranlaßt hat? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, da die Verhältnisse nicht so ganz klar und durchsichtig sind. Aber es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man feststellt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach innere, parteipolitische Verhältnisse den Anstoß gegeben haben. Es ist dabei nicht nur die Tatsache zu beachten, daß Sir Henry Campbell-Bannerman vor den Wahlen, die die Herrschaft des jetzigen Kabinetts befestigten, das Versprechen gegeben hat, auf die Einschränkung der allgemeinen Rüstungen hinzuwirken, sondern es sind auch

manche innere Schwierigkeiten, die es der jetzigen britischen Regierung nahe legen, gewisse Richtungen und Strömungen, die uns utopisch erscheinen, zu gewinnen oder sie doch mindestens nicht vor den Kopf zu stoßen. Deshalb tut das Kabinett sein Möglichstes, seinen Plan des Disarmament vor das Forum der Haager Konferenz zu bringen, da es sicher weiß, daß das Scheitern des mit solchem Nachdruck betriebenen Vorschlags von dem englischen Volk nicht auf sein Konto geschrieben werden wird.

Dazu gesellt sich nun eine taktische Erwägung. Auf das Programm der Konferenz ist die Reform des Seekriegsrechts gesetzt. Das ist ein Verhandlungsobjekt, das für England leicht unbequem werden kann. Bisher hat England durch seine Übermacht zur See allen andern Völkern das Gesetz auf diesem Gebiet gegeben. Es hat sich der internationalen Regelung aller der Fragen, die vielleicht der Willkür in der Wahrnehmung des britischen Vorteils ein Ende hätten machen können, entschieden widersetzt. Jetzt hat es sich der Zustimmung zu der Gestaltung des Haager Programms nicht gut entziehen können. Um so mehr aber bedarf es eines Gegengewichts, wodurch auch andre Mächte vor die Frage gestellt werden, ob sie die Hand zu einer ihren Interessen zuwider laufenden Beratung bieten sollen. Dazu war offenbar der Abrüstungsantrag bestimmt. Mit seiner Hilfe ist England dahin gelangt, daß es sich nun von Beratungen zurückziehen kann, die ihm nicht passen, ohne daß seine Regierung als Störenfried erscheint oder sich in Widerspruch zu populären Wünschen ihrer heimischen Anhängerschaft setzt.

Freilich wird diese ganze Lage nicht dazu beitragen, das Zutrauen zu den Erfolgen der Haager Konferenz zu erhöhen. Man darf aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Eine so umfassende Aussprache von Vertretern fast aller zivilisierten Staaten der Erde über konkrete Fragen des Völkerrechts kann manchen annehmbaren Fortschritt bringen, und das ist auch der Grund, weshalb sich die deutsche Regierung nicht nur pro forma oder aus Besorgnis vor Isolierung, sondern mit der begründeten Hoffnung auf einen nützlichen weiteren Ausbau des Völkerrechts an der Konferenz beteiligt.

Dem englischen Vorschlag haben sich, wie schon erwähnt worden ist, auch die Vereinigten Staaten von Amerika und Spanien angeschlossen. Für die Haltung Amerikas ist wohl lediglich die Verpflichtung maßgebend, die Präsident Roosevelt vor seiner Wahl eingegangen ist. Auch er hat den „Pazifisten“ seinerzeit ein Zugeständnis machen müssen, das seiner eignen persönlichen Überzeugung wohl schwerlich entspricht, das er aber unbedenklich machen konnte, weil es ohne praktische Folgen bleiben wird. Was den Dritten im Bunde, Spanien, betrifft, so ist seine internationale Lage gegenwärtig derart, daß es durch die Zustimmung zu Rüstungsbeschränkungen keine Gefahr läuft. Daß es sich aber den beiden Mächten angeschlossen hat, die die Initiative ergriffen haben, ist immerhin beachtenswert, denn es zeugt von einer nicht geringen Stelgerung des englischen Einflusses in Spanien. Dieser Einfluß geht zurück auf die entente cordiale der Westmächte und die Entwicklung der Dinge in der Marokkofrage; er hat aber auch wohl durch persönliche höfische Verhältnisse eine Verstärkung erfahren, seit eine Nichte des Königs von England Königin von Spanien geworden ist. König Eduard versteht es vielleicht von allen jetzt lebenden gekrönten Häuptern am besten, seine persönlichen Beziehungen in den Dienst der Politik zu stellen. Man hat die dahin gehenden Beobachtungen freilich oft übertrieben; man witterte in dem König Eduard überall den spiritus rector aller Schachzüge und Intrigen der europäischen Politik, namentlich soweit sie deutschfeindliche Tendenz hatten. Dieses Urteil sieht die Lage doch wohl unter falschem Gesichtspunkt. Die persönliche Bedeutung des Königs von England in der Politik beruht vor allem

darauf, daß er mit einem ungemein sichern staatsmännischen Instinkt und einer sehr genauen Kenntnis der Psyche des englischen Volkes seine Persönlichkeit im Sinne der Politik seines Kabinetts zur Wirksamkeit bringt. Der sichtbare Nutzen dieser Wirksamkeit sichert ihm natürlich auch einen Einfluß auf das Kabinett, der über den von seinen Vorgängern geübten gewiß hinausgeht. Aber der König kennt doch die verfassungsmäßigen Schranken seines Amtes zu genau, als daß er auch nur den Versuch machte, sein Kabinett in dem Umfange zu leiten und zu lenken, wie ihm das häufig zugeschrieben wird.

Und das führt uns auf eine allgemeine Bemerkung zurück, die wir zur Beurteilung der internationalen Lage und der politischen Rolle unsers Vaterlandes nicht unterdrücken möchten. Wir begegnen leider in der deutschen Presse zu viel der Ansicht, alle Schwierigkeiten und Gefahren, denen unsre Politik begegnet, seien der überlegnen Staatskunst der uns feindlich gesinnten Mächte und Staatsmänner, in erster Linie des Königs Eduard zuzuschreiben, während unsre eigne Politik das alles sehr wohl habe verhindern können, aber aus Schwäche oder aus Mangel an Scharfblick nicht verhindert habe. Etwas mehr sollte man sich doch klar machen, daß unsre zentrale Lage in Europa uns nun einmal dazu verurteilt, für die andern Mächte entweder Gegenstand der Ausbeutung oder Gegenstand des Neides zu sein. Da wir aber das erste nicht mehr sind und sein wollen, so müssen wir das andre als unser unvermeidliches Schicksal betrachten. Und wenn die Überraschung der andern Mächte über die Art, wie wir uns aus jener ersten Rolle zur zweiten emporgeschwungen haben, und das Genie Bismarcks unsre Neider eine Weile in Lähmung und Furcht gehalten haben, so konnte dieser Zustand unmöglich von Dauer sein, auch wenn Bismarck unmittelbar einen Nachfolger von gleichem Genie gehabt hätte. Die Gefahren, mit denen wir jetzt zu tun haben, kann uns auf die Dauer niemand abnehmen; sie sind nur zu besiegen, wenn wir sie als unvermeidlich ansehen und in ruhigem Selbstbewußtsein dafür sorgen, daß wir stark genug sind.

Fürst Bülow hat jüngst seinen Osterreichaufenthalt in Kapollo dazu benutzt, sich mit dem Leiter der auswärtigen Politik Italiens, Herrn Tittoni, über alle Fragen der Politik, die Deutschland und Italien gemeinsam betreffen, auszusprechen. Man hat allerlei Kombinationen über den Inhalt dieser Besprechung aufgestellt, und sie sind natürlich weder bestätigt noch dementiert worden. Aber die Aufmerksamkeit, die diesem neuen Zeichen der Verständigung zwischen Deutschland und Italien gewidmet worden ist, und der Inhalt der ausländischen Kommentare zeigt zur Genüge, daß unsre Politik geschickt, würdig und zielbewußt geleitet wird. Wir haben daher allen Grund, auch den Ereignissen und ihrem Gang mit Vertrauen entgegenzusehen.

Andrew Carnegies Evangelium des Reichtums. Von den schriftstellerischen Produkten des Stahlkönigs Andrew Carnegie haben vor allem zwei Werke weithin Aufsehen erregt und Wirkungen ausgeübt. Ein Aufsehen, das wenig mehr mit der Neugier zu tun hat, mit der viele schon bei dem Namen dieses Mächtigen aufhorchen, und Wirkungen, die auch ohne die Autorität einer durch wunderbare Erfolge zur Macheiferung zwingenden Persönlichkeit Kraft und Dauer versprechen. Es sind dies die beiden Essayammlungen: *The Gospel of Wealth* (London, Fr. Warne u. Co., 3. Auflage, 1903) und *The Empire of Business* (Newyork, Doubleday, Page u. Co., 1902). Das letzte Werk hat E. C. Lehmann unter dem sonderbaren Titel: „Kaufmanns Herrschgewalt“ (Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn) übersetzt. Dieses Buch umfaßt Carnegies Ansichten und Ratschläge zum praktischen Handeln des Kaufmanns, es ist rein ökonomisch. Das Evangelium des

Reichtums dagegen enthält eine sittliche Doktrin für alle, die wie Carnegie zu größerem Reichtum gelangt sind, als sie für sich und ihre Nachkommen nötig haben. Es ist Carnegies sittliche Ökonomie. Von diesem Evangelium des Reichtums soll hier die Rede sein.

In der Einleitung erzählt uns Carnegie mit schlichten Worten von seiner Lehrzeit. Er beginnt mit dem Satz: „Es ist mir ein großes Vergnügen, zu erzählen, wie ich meine Lehrzeit diente.“ Und wir dürfen sagen: das zu lesen ist uns ein großes Vergnügen. Es liest sich wie Macaulays berühmter Lord Clive. Hier wie dort sehen wir einen besonders befähigten Menschen aus der hungernden Masse unaufhaltsam emporsteigen. Hier wie dort sind wir hingerissen von dem Werden und dem Ringen des Helden; wir sind gespannt wie vor einem Bühnenspiel, das uns den Helden unsrer schönsten Träume vorführt. Hier wie dort fühlen wir den besten Ehrgeiz, den es gibt, den Ehrgeiz, auch Held zu sein. Dazu kommt bei dem Historiker Macaulay freilich noch ein in glühvollen Farben spielender politisch-historischer Hintergrund: der an kühnen Episoden so reiche französisch-englische Kampf um Indien und weiter in der Ferne das englische Volk und die Politiker des achtzehnten Jahrhunderts. Aber auch bei Carnegie fehlt der breitere Hintergrund nicht. Carnegies Leben ist verbunden mit dem unerhörten Aufschwung der amerikanischen Industrie. Und wird nicht vielleicht ein späterer Historiker diesen Aufschwung, den wir noch täglich vor uns sehen, für weltgeschichtlich bedeutamer halten als die Eroberung Indiens durch die Engländer? Eins aber macht beide Essays durchaus verschieden. Macaulay spricht mit Wärme und Bewunderung von seinem Dritten; Carnegie spricht von sich selbst. Und das tut er mit wahrhaft klassischer Bescheidenheit. Wie viel verdankt er seinem gütigen Arbeitgeber John Hay, der den Knaben, nachdem er bobbin-boy, d. h. Haspeljunge in einer Baumwollspinnerei, danach Heizer gewesen ist, zum Clerk macht. Und wie viel dem genialen Thom. A. Scott, der den nunmehr zum Telegraphisten emporgestiegenen Beamten zuerst mit der Eisenbahn und der Stahlindustrie in Verbindung brachte. Mehr als diesen beiden aber verdankt er seiner Mutter. Ihre Geschicklichkeit, ihr Mut, ihre Fähigkeit, Mittel und Wege zu finden, lassen die Familie nie im Stich. Sie ist das Drakel der Familie, das in allen wichtigen Fällen befragt wird. Sie nimmt den nächsten Dampfer von Pittsburg nach Ohio, um mit Hilfe eines Onkels 500 Dollars zu beschaffen, als es sich darum handelt, daß ihr Junge, der Andrew, zehn Aktien der Eisenbahngesellschaft the Adams Express Company kaufen kann, 50 Dollars das Stück. „Natürlich, sagt der Sohn dazu, war ihr Besuch erfolgreich — wo schlug ihr jemals etwas fehl!“ Und doch — was würden diese Helfer und Förderer bedeutet haben, wenn nicht die rastlose Energie und der erfinderische Geist des jungen Carnegie selber gewesen wären, der, ein zweiter Hannibal, mit zehn Jahren geschworen hatte, den Wolf der Armut von der Schwelle des Elternhauses zu vertreiben! Mit der Begründung der Pittsburger Stahlwerke hält Carnegie seine Lehrzeit für abgeschlossen, fürwahr eine merkwürdige Lehrzeit, worauf sich so Erfolgreiches aufbaute.

Zehn der Essays des Gospel of Wealth sind weltpolitischen und sozialen Fragen gewidmet. Hier haben wir einen nüchternen und weitschauenden Realpolitiker vor uns, einen Geschäftsmann durch und durch, der aber dabei Mensch geblieben ist. Die Klarheit und Kraft der Carnegieschen Argumente wirkt in den meisten Fällen überzeugend. Wir erwähnen nur als Beispiel die wirksame Bekämpfung der „im Volke üblichen Illusionen über Trusts“. Die bedeutendsten Essays des Buches sind jedoch die beiden ersten: Das Evangelium des Reichtums (wovon das Ganze den Namen hat), und ein Einzelausschnitt aus diesem: Die Vorteile der Armut.

Zunächst führt Carnegie den zwingenden Beweis, daß die Anhäufung von Reichtum in den Händen Einzelner für die Gesamtheit nicht schädlich, sondern nützlich ist. Je größer diese Anhäufung, desto größer der Wohlstand der Massen. Die Erwerbung von Reichtum beruht auf unsrer gesamten Kultur, ist die gesetzmäßige Folge des Individualismus. Jeder Kommunismus bedeutet Zerstörung unsrer Zivilisation; denn diese begann mit dem Tage, wo die Drohnen von den Bienen gesondert wurden. Dieses Kapitel kann man unsern durch Verhehung noch nicht völlig stumpf gewordenen Arbeitern nicht dringend genug empfehlen.

Aber der Reiche hat auch Pflichten. Vor jedem Reichen steht das unabweisbare Problem: Was sollst du mit deinem Überfluß tun? Nun gibt es nur drei Arten, von diesem Überfluß Gebrauch zu machen. Er kann beim Tode der Familie hinterlassen, für öffentliche Zwecke vermacht oder endlich von seinem Besitzer schon zu Lebzeiten ausgeteilt werden. Die erste Art ist die ungerechteste. Sie dient weder dem Nutzen der Kinder noch dem des Staates. „Bieber würde ich meinem Sohne einen Fluch hinterlassen als den allmächtigen Dollar“, sagt Carnegie. Die zweite Art ist nur für den Mann ein Weg, der sich begnügt, auf seinen Tod zu warten, bevor er in der Welt etwas wert ist. Von solchen Menschen kann man dreist behaupten, „daß sie ihren Reichtum überhaupt nicht hinterlassen haben würden, wenn sie imstande gewesen wären, ihn mitzunehmen“. Wir werden uns also auch nicht wundern, daß Carnegie für eine umfangreiche, ja, wie bei Shakespeares Shylock, bis zur Hälfte des Vermögens gehende Erbschaftssteuer eintritt. So bleibt nur die dritte Art übrig. Sie ist die einzig gute und die notwendige. Sie liefert ein Gegengewicht gegen die ungleiche Verteilung des Reichtums, sie versöhnt Reich und Arm. „Sogar die Ärmsten können zur Einsicht gebracht werden und ihre Zustimmung dazu geben, daß große Summen, die von einigen ihrer Mitbürger angehäuft und für öffentliche Zwecke ausgegeben werden, von denen die Massen den Hauptnutzen gewinnen, ihnen nützlicher sind, als wenn sie in geringfügigen Beträgen im Laufe vieler Jahre unter sie verstreut werden.“ Behält der Reiche genug für ein einfaches, unauffälliges Leben, hat er in mäßiger Weise für die legitimen Ansprüche seiner Familie gesorgt, dann soll er jedes Mehr an Einkommen einfach als anvertrautes Geld betrachten, das er in der nach seinem Urteil besten Weise zu verteilen hat. So ist der Reiche nur der Vermögensverwalter seiner ärmern Brüder.

Welches sind nun aber die besten Felder für die philanthropische Tätigkeit des Reichen? Hier stellt Carnegie sieben der Qualität nach abgestufte Verteilungsarten des Reichtums auf: 1. die Gründung von Universitäten, die allerdings den enorm Reichen vorbehalten ist und deshalb eine Ausnahme ist; 2. die Stiftung von Freibibliotheken, für Carnegie die wichtigste Verteilungsart, die er in vielen Fällen und mit dem schönsten Erfolge ausgeführt hat; 3. die Gründung und Erweiterung von Hospitälern, medizinischen Instituten, Laboratorien, vor allem zur Verhütung von Krankheiten; 4. die Schenkung öffentlicher Parks; 5. die Schenkung von Festhallen an die Städte für Versammlungen aller Art und Konzerte; 6. die Schenkung von Schwimmbädern; 7. und absichtlich an der letzten Stelle die Gründung von Kirchen und Gaben an Kirchen, da diese durchweg nicht der Gesamtheit, sondern besonders Klaffen zugute kommen.

Alle sieben Schenkungsarten werden auf ihren Wert genau geprüft, und die schönsten Beispiele bisheriger, besonders amerikanischer Schenkungen aufgeführt. Bei allen solchen Gaben fordert Carnegie die Bedingung, daß der Empfänger die Erhaltung und Pflege übernimmt. Sie müssen zu öffentlichen Einrichtungen, zu einem Bestandteile des Stadteigentums werden, gerade so wie die Schulen. Mildtätigkeit

an Arme verwirft Carnegie, dadurch wird mehr Böses als Gutes erreicht. „Wie ich sie keine, sagt Carnegie, gibt es wenig Millionäre, sogar sehr wenig, die frei sind von der Sünde, Bettler geschaffen zu haben.“ In den Vorteilen der Armut führt Carnegie dann noch, größtenteils in volemischer Form, den Gedanken aus, daß es in den meisten Fällen ein Unglück ist, Sohn eines reichen Vaters zu sein. Sollte Carnegie hierin auch zu pessimistisch urteilen, so ist seine Beweisführung doch ungemein fesselnd. Herrlich ist die Wärme, mit der er den Lauf des zum Menschheitsförderer bestimmten Knaben aus dem Volke schildert. Ist es aber für das Individuum nicht nützlich, Erbe großer Reichtümer zu sein, so kommt Carnegie aus diesem Grunde erneut auf sein Evangelium zurück: Teilt euer Überfluß aus, ihr Reichen, solange ihr lebt!

Wenn man nun auch mit Recht sagen kann, daß Carnegies Evangelium nicht neu ist, so dünkt es uns doch in doppeltem Sinne von hervorragender Bedeutung. Einmal durch die konsequente und systematische Darstellung, in der Carnegie sein Evangelium predigt. Dann aber durch den Umstand, daß nicht ein zwar von dem besten Willen beseelter, jedoch brotloser und den Erfahrungen des großen Unternehmers fern stehender Idealist zu uns spricht, sondern einer der größten Reichen Amerikas, der Stahlkönig Carnegie selber. Und daß sich Carnegie nicht auf Worte beschränkt hat, ist so weltbekannt, daß es überflüssig ist, zu seinem Ruhme als großartiger, einsichtsvoller Verteiler seines Reichtums ein Wort des Lobes hinzuzufügen.

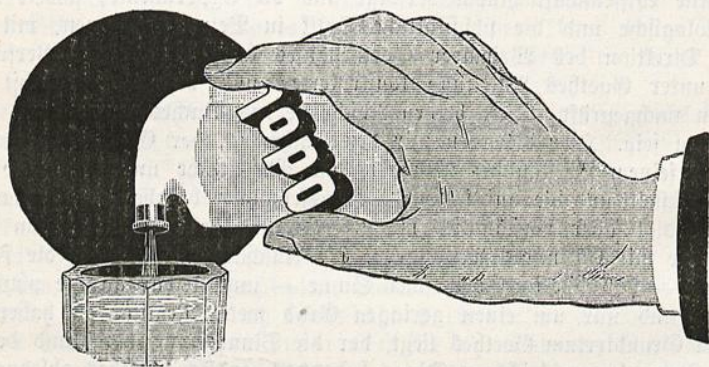
H. Th. Lindemann

Goethe als Naturforscher. Unter diesem Titel veröffentlicht der Heidelberger Pharmakologe Professor Rudolf Magnus die Ergebnisse seiner mehrjährigen Beschäftigung mit Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten (Vorlesungen, gehalten im Sommersemester 1906 an der Universität Heidelberg. Mit Abbildungen im Text und auf acht Tafeln. Leipzig, Johann Ambrosius Barth). Er hat bei seinen Studien nicht nur die vogoethische und zeitgenössische Literatur berücksichtigt, sondern die Weiterentwicklung von Goethes Entdeckungen und Anregungen bis in die moderne Wissenschaft hinein verfolgt und die Experimente, soweit namentlich die physiologische und die physikalische Optik in Betracht kommen, mit den ihm von der Direktion des Weimarer Goethehauses bereitwilligst zur Verfügung gestellten, unter Goethes Anleitung konstruierten und von diesem selbst benutzten Apparaten nachgeprüft. Diese beiden Abschnitte des Buches scheinen uns am besten gelungen zu sein. Hier erkennen wir den Fachmann, der Goethes Zuegang mit Liebe und feinem Verständnis nachgeht, das Wesentliche und Bleibende in seinen Theorien feststellt und die auf falschen Voraussetzungen beruhenden Irrtümer keineswegs verteidigt aber verständlich macht. Hierher gehören vor allem die Dreifarben-theorie mit Grün als Mischfarbe, die Anschauung, daß sich die Farben des Spektrums — physische im Goetheschen Sinne — unmittelbar an die physiologischen anschließen und nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben schienen, worin der Grundirrtum Goethes liegt, der die Sinnesempfindung und den sie auslösenden Reiz als vergleichbare Dinge behandelt, endlich Goethes ablehnendes Verhalten gegen Newton, das sich aus seiner Theorie von dem „Urphänomen“ der trieben Mittel als der Quelle aller farbenphysikalischer Erkenntnis allerdings folgerichtig ergibt.

Auf den Gebieten der Botanik, der vergleichenden Anatomie, der Mineralogie, der Geologie und der Meteorologie ist Magnus selbst kein Fachmann, er hat sich jedoch mit diesen Materien so weit vertraut gemacht, wie es die Beurteilung der wissenschaftlichen Anschauungen zu Goethes Zeit und seiner Stellung zu ihnen

verlangte. Er geht hier nicht so ins Detail wie bei der Farbenlehre, kennzeichnet aber genügend Goethes Standpunkt und seine Überzeugung von der Einseitlichkeit und Gejesmäßigkeit der ganzen Schöpfung und rügt auch hier Irrtümer, wie die aus der Überschätzung der Spiraltendenz des Pflanzenwachstums entsprungenen Trugschlüsse, während er den Wert der zahlreichen positiven Entdeckungen wie der des Zwischenkiefers gebührend hervorhebt. Das Wichtigste an dem Buche aber ist unser Erachtens die entschiedne Zurückweisung der heute immer häufiger laut werdenden Ansicht, als sei Goethe ein Vorläufer Darwins oder gar des modernen tendenziös gefärbten Darwinismus der Haeckelschen Schule gewesen. Wohl hat er an eine Weiter- und Höherbildung der organischen Formen geglaubt, niemals jedoch diese Entwicklung nach oben dem Zufall und der rein mechanischen Kausalität zugeschrieben. Für die Betonung dieser Tatsache sind wir dem Verfasser ganz besonders dankbar. Ein paar unwesentliche Irrtümer, die uns bei der Lektüre aufgefallen sind, sollen nicht verschwiegen werden. Der Stoßzahn des Elefanten, den Magnus mit Goethe für den Eckzahn hält (S. 115), ist der äußere, allerdings bedeutend umgestaltete Schneidezahn; er sitzt nicht nur scheinbar, sondern tatsächlich im os intermaxillare. Und dann wird man den 1703 gestorbenen Kunkel, den Entdecker des Phosphors, doch nur im übertragenen Sinne zu den „mittelalterlichen“ Autoren rechnen können (S. 226). Von Interesse dürfte übrigens für viele unsrer Leser die Tatsache sein, daß nach Magnus die Färbung der modernen geologischen Karten sowie die Errichtung der meteorologischen Station auf der Schneeflope auf Goethe zurückzuführen sind.

J. R. S.



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.